

Heimweh

Roman von Rheinhold Drmann

(8. Fortsetzung.)

In diesem Augenblick schlug Elise den Vorhang zurück. Und mit meistern Gesicht spielte sie die von dem Anblick des fremden Herrn vollständig überzogene.

„O, ich bitte um Verzeihung, wenn ich höre. Ich wußte nicht, daß Du Besuch hast, liebe Mama!“

Sie hatte den zurückgeschobenen Vorhang noch in der Hand, als sei sie ungewiß, ob sie vollends eintreten solle. Und so natürlich und ungezwungen auch immer sich ihre Stellung ausnahm, so vortheilhaft offenbarte sie doch alle Reize ihrer schönen, ebenmäßigen Gestalt. Sie schien nur zu ihrer Mutter hinüber zu sehen, und doch entging es ihr nicht, daß die Augen des Besuchers mit dem Ausdruck des Erstaunens und der Bewunderung an ihr hingen. Frau Flemming aber erwiderte mit einer beinahe verdächtigen Hast:

„Du fürst uns nicht mehr, Kind! Es ist Herr Rolf Arner, der Bruder unseres lieben Freundes. — Meine Tochter Elise!“

Der Vorgesetzte verbeugte sich tief. Elise aber wandte sich ihm zu, wie wenn eine Empfindung lebhafter Freude ihre Befangenheit verstreut hätte.

Doktor Arner hat also nicht vergessen, Ihnen Maras Einladung zu überbringen! Aber wo ist Ihre Frau Gemahlin? Haben Sie sie denn nicht mitgebracht? —

Jetzt war die Reihe des Befangenseins an Rolf.

„Gnädiges Fräulein sind sehr liebenswürdig. Aber die Veranlassung meines heutigen Besuchs gestattete mir nicht.“

„O, wie schade!“, fiel Elise ihm in die Rede. „Und ich habe mich so sehr darauf gefreut, Ihre Gattin recht bald kennen zu lernen. Aber das nächste Mal werden Sie sie bestimmt mitbringen, nicht wahr? Dann lasse ich ganz bestimmt keine Entschuldigung mehr gelten.“

„In der That, Herr Arner“, stimmte Frau Flemming zu, „ich hoffe, daß Ihr sehr begriffliches und sehr anerkennenswerthes Interesse für die Töchter Ihres verstorbenen Freundes Sie nicht hindern wird, die bescheidene Gastfreundschaft meines Hauses für sich und Ihre Frau Gemahlin recht oft in Anspruch zu nehmen.“

„Ich fühle mich fast beschämt, gnädige Frau, und ich weiß wirklich nicht —“

„Aber das haben wir mit Ihrem Bruder doch schon ganz fest verabredet“, schnitt Elise seine störende Einwendung ab. „Er hat uns eine so begeisterte Schilderung von seiner Schwägerin entworfen, daß ich schon lieb gewonnen habe, noch ehe ich sie gesehen.“

Während waren ihre Augen auf ihn gerichtet, und in seinem Entzücken über die reizende Natürlichkeit ihres Wesens fühlte er sich nicht mehr stark genug zu einer Ausrufung, die ihm unter dem Blick dieser ausdrucksvollen Mädchenaugen nur etwas ganz Unmögliches vorkam.

„Wenn Sie mir denn in der That auch jetzt noch gefahren wollen, sie Ihnen zuzuführen —“

„O, wie konnten Sie daran zweifeln!“ sagte Frau Flemming mit freundlicher Miene. „Das Vorhaben von dem Sie mir gesprochen, macht Ihrem Herzen alle Ehre. Und ich hätte wohl nur dann Ursache, Ihnen deshalb zu zürnen, wenn Sie meinen vereinigten Gatten gekannt hätten. So aber war ich, wie Sie gesehen haben, durch Ihren Brief und Ihre mündlichen Eröffnungen nicht einmal sonderlich überrascht. Nach unsern früheren traurigen Erfahrungen konnte ich darauf gefaßt sein, daß von jener Seite bei der ersten Gelegenheit ein neuer Ansturm versucht werden würde, von dem man sich vielleicht besseren Erfolg versprach, weil er jetzt nur gegen eine Frau gerichtet ist. Nein, ich bin Ihnen nicht böse, und ich bitte Sie sogar dringend, sich ohne jede Rücksicht auf mich, auch anderweitig alle Aufstellungen zu verschaffen, die Ihnen wünschenswert und geboten scheinen. Unsere persönlichen Beziehungen brauchen darunter, wie ich meine, nicht zu leiden. Denn ich weiß ja schon jetzt, welches das endliche Ergebnis Ihrer Nachforschungen sein wird.“

Sie machte eine kleine Kunstpause, um dann noch liebenswürdiger fortzufahren:

„Aber wir werden so wenig als möglich davon reden, nicht wahr? Es gibt ja so viele erfreulichere Dinge, über die wir miteinander plaudern können. Wächst Du uns nicht vielleicht ein köstliches Thee machen, liebe

Elise?“

Das war in der That mehr Freundschaftlichkeit, als er annehmen zu dürfen meinte. Er stand auf, um sich zu empfehlen. Aber die Einladung zu längerem Verweilen wurde noch herzlich wiederholt — diesmal von so schönen, rosigen Lippen, daß er wiederum unterlag.

Und nun war in der That mit keinem Worte mehr von Bernhard Lorenzen und von den vermeintlichen Ansprüchen seiner verworbenen Töchter die Rede. Die Unterhaltung aber war darum nicht minder lebhaft als zuvor. Während sie in ihrer ungeschämlich anmuthigen Weise am Theetisch hantirte, offenbarte Fräulein Elise ein außerordentliches Interesse für die jamaikanischen Erlebnisse des Gastes, und ihre oft naiv drolligen Fragen klangen ihm ebenso angenehm ins Ohr wie ihr helles Auflachen, wenn eine seiner launigen Antworten ihre Heiterkeit erregt hatte. Fast hätte er auf dem von ihr dargebotenen Theebrett durch seine Ungeschicklichkeit großes Unheil angerichtet, weil er die Augen nicht so sehr auf die eigenen Hände gebietet hielt als auf die ihrigen, die so weiß und so wohlgeformt waren, wie er sie nie zuvor bei einem weiblichen Wesen gesehen. Selbst in dem Rodenberg'schen Hause hatte er sich bei weitem nicht so wohl und behaglich gefühlt als in der Gesellschaft dieser beiden liebenswürdigen Damen. Und so ergab es sich auf die natürlichste Weise von der Welt, daß er schon nach einer kleinen Weile vollständig vergessen hatte, in wie ganz anderer Absicht er hierher gekommen war.

10. Kapitel.

Wie vor einem allerliebsten Kinderspielzeug fühlte sich Doktor Hermann Arner von der Villa am Schwannensee amüset, da er sie an diesem Abend zum erstenmal betrat. Ihrem Erbauer war es offenbar viel mehr um Nettigkeit und Zierlichkeit zu thun gewesen, als um die Schaffung leichter und luftiger Räume; denn alles war so puppenhaft klein und winzlig, als hätte man das ganze Haus nur für die Bedürfnisse einer Zwergfamilie berechnet.

Ein grobnochiges holsteinisches Dienstmädchen, das sich wie eine wirkliche Riesin ausnahm in dieser liliputanischen Umgebung, hatte den Doktor empfangen. Ein breites und, wie ihn dünken wollte, ziemlich unverkämtes Lächeln erschien auf ihrem runden roten Gesicht, als er sie ersuchte, ihn ihrer Herrschaft zu melden.

Sie verschwand in der Thür eines Zimmers und gleich darauf erschien Frau Luima selbst auf der Schwelle. „Willkommen — herzlich willkommen! Wie ist es nur möglich, daß ich Sie gar nicht eintreten sah, obwohl ich seit einer halben Stunde am Fenster gestanden?“

„Aber es war sicherlich nicht meine unbedeutende Person, die Sie so ungeduldig erwartete“, sagte er scherzend. „Wir wollten das lieber gleich feststellen, damit ich mir nicht gar zu viel einbilde. Rolf ist also noch nicht aus seinem Comptoir zurück?“

„O doch! Er ist am Nachmittag gar nicht wieder hingegangen, sondern zu Frau Flemming, die ihn auf fünfhalb Uhr zu sich beschieden hatte.“

„Und jetzt ist es acht vorüber. Das scheint ja eine sehr lange und gründliche Besprechung.“

„Nicht wahr? Ich will Ihnen so gar gestehen, daß ich thöricht genug gewesen bin, mich bereits ein bißchen um ihn zu ängstigen. Er sagte mir, um sieben Uhr spätestens wäre er wieder zu Haus.“

„Nun, zu ängstigen brauchen Sie sich deshalb gewiß nicht, liebe Frau Luima! Einem Reden vom Schlage unseres guten Rolf widerfährt nicht so leicht ein Ungemach? Aber darf ich mich ein wenig umschauen? Das also ist Ihr neues Heim? Sehr hübsch und sehr elegant. Die Einrichtung macht dem Geschmack der Frau Rodenberg wirklich alle Ehre. Und fangen Sie auch schon an, sich behaglich darin zu fühlen?“

„O ja — wie sollte ich nicht! Es ist ja so sehr viel schöner, als ich's gewöhnt bin. Nur daß dies alles mein eigen sein soll, will mir noch nicht in den Sinn. Ich wage kaum, mich auf einen dieser wunderbaren Stühle zu setzen, und ich bin in ewiger Furcht, irgend etwas zu zerbrechen.“

Hermann trat ans Fenster; aber bei der draußen herrschenden Dunkelheit sah er nur das weißliche Ge-

flimmer des Schnees und ein paar matt brennende Laternen.

„Die Aussicht muß am Tage sehr hübsch sein. Und im Sommer wird Ihr Haus ganz eingebettet liegen in freundliches Grün.“

„Ach ja — im Sommer! Aber es ist noch eine lange Zeit bis dahin. Und jetzt ist alles so traurig — so tod! Wenn ich allein bin, kann ich nicht hinaussehen, ohne daß es mich fröstelt.“

Er wandte sich wieder ins Zimmer zurück. Luimas Gesicht war jetzt von der Hängelampe heller beleuchtet als im Augenblick der Begrüßung, und er glaubte einen Ausdruck von Niedergeschlagenheit in ihren Zügen zu lesen, der ihn betrübe.

„Sie sollen auch so wenig als möglich allein sein, wenigstens in der ersten Zeit“, sagte er herzlich. „Daß Rolf seinen Geschäften nachgehen muß, läßt sich ja leider nicht ändern. Aber Sie müssen während seiner Abwesenheit darauf bedacht sein, sich zu zerstreuen. Die junge Frau Rodenberg, die so liebenswürdig und reizend sein soll, ist Ihnen dabei gewiß gern behilflich.“

Er war erkrankt über Luimas lebhaft abwehrende Geste.

„Nein, nein, ich brauche gar keine Zerstreung. Und wenn Sie es gut mit mir meinen, so sagen Sie nichts dergleichen zu Rolf! Ich bin viel, viel lieber allein als in der Gesellschaft dieser Dame.“

„Sie gefällt Ihnen also nicht?“

„O, ich habe kein Urtheil über sie. Aber ich kann ihre Freundschaften nicht mehr annehmen, ohne mich in tiefer Seele gedemüthigt und erniedrigt zu fühlen.“

Ihre Stimme bebte und ihre Augen füllten sich mit Thränen, so daß sie unter dem forschenden Blick des Doktors verlegen das dunkle Köpfchen abwandte. Er aber trat zu ihr hin und bemächtigte sich ihrer Hand.

„Was ist das, liebe Frau Luima?“ fragte er. „Rolf hielt Ihre Zurückhaltung im Verkehr mit Frau Rodenberg für eine bloße Schüchternheit. Aber Sie haben ihm etwas verborgen. Es gab für Sie noch eine andere Ursache, sich von der Frau seines Kompagnons zurückzuziehen. Sagen Sie es mir — ich bitte Sie! Meiner Verschwiegenheit dürfen Sie gewiß sein.“

Sie zauderte noch; und aber, da er seine Bitte um so eindringlicher wiederholte, kam sie stotternd mit ihrem Bekenntnis heraus.

„Zuerst war es wohl wirklich nur Schüchternheit. Ich kam mit so unbeholfen und so unwillig vor neben dieser schönen, glänzenden Frau. Und wie hätte ich mich auch viel an der Unterhaltung beteiligen können, da sie fast selbständig von Dingen sprach, die ich zum Theil nicht einmal dem Namen nach kannte. Niemals, vom ersten Augenblick an, konnte ich die Empfindung los werden, daß in ihrem Benehmen gegen mich viel mehr mitleidige Herablassung als wirkliche Freundslichkeit sei.“

„Genau so, wie Luima sie da schilderte, hatte Hermann sich nach seinen Erfahrungen die hantelartige Patrizierschleife vorgestellt. Und er zweifelte nicht, daß seine Schwägerin mit seinem, natürlichem Empfinden in ihrer Beurtheilung das Rechte getroffen habe. Aber es schien ihm nicht wohlgefallen, ihr das zu sagen.“

„Vielleicht trägt nur Ihre eigene Jaghaftigkeit die Schuld an solchem Argwohn“, meinte er ermutigend. „Dahin, daß Frau Rodenberg sich zu Ihnen herabließ, kann bei der Gleichheit der gesellschaftlichen Stellung doch nicht die Rede sein.“

Mit einem etwas wehmüthigen Lächeln schüttelte sie den Kopf.

„Ich erhebe gar keinen Anspruch darauf, ihr gleich zu stehen. Aber ich hatte mich ihr doch auch nicht aufgedrängt. Und deshalb hatte sie kein Recht, gegen andere verdächtig von mir zu sprechen.“

„Wie? Das hätte sie gethan? Aber nein — es muß ein Mißverständnis sein oder eine Verleumdung. Wer hat Ihnen von einer verdächtigen Aeußerung der Frau Rodenberg berichtet?“

„Ich habe sie selbst gehört. Sie wußte wohl nicht, daß ich auch ein wenig französisch verstehe. Während meines einjährigen Aufenthalts in einer Pension zu Gheden habe ich es gelernt; aber es war davon in ihrer Gegenwart bisher nicht die Rede gewesen. So meinte sie, als sie mich gestern einer ihr bekannten Dame vorstellte, ganz unbedenklich in französischer Sprache hinzuzufügen zu können: Eine — doch nein, ich mag es nicht wiederholen! Und am Ende könnten Sie doch eines Tages in Versuchung kommen, es Rolf zu erzählen.“

„Habe ich Sie nicht meiner Verschwiegenheit versichert? Wenn er es erfahren muß, wird es nur durch Sie geschehen, nicht durch mich.“

„Aber er soll es nicht erfahren — niemals! Sie sagte, als sie der Bekannten meinen Namen genannt hat:

„Eine drollige kleine Witbe, deren Gatte naiv genug ist, sie hier acclimatistiren zu wollen. Natürlich wird er ihrer sehr bald überdrüssig sein und sie zu ihrer schokoladenfarbigen Familie zurückschicken.“ — Weiter hörte ich nichts, denn ich zog mich so gleich zurück.“

Von einem Gefühl des innigen Mitleids schwoll dem Doktor das Herz. Er hatte ja vorausgesehen, daß solche Prüfungen über seine arme, mißthätige Schwägerin verhängt werden würden; aber daß ihr Martyrium schon so bald beginnen sollte, hatte er doch nicht erwartet.

„Wenn Sie wirklich recht gehört haben, liebe Luima —“

„O, ich kann es Ihnen mit Ihren eigenen Worten wiederholen.“

„Wohl, ich glaube Ihnen, denn ich weiß, was ich von dem Jartgefühl und der Herzensbildung dieser oberflächlichen, hochmüthigen Geschöpfe zu halten habe. Aber es ist nicht werth, daß Sie sich darüber betrüben. Strafen Sie die reizende Frau Rodenberg fortan mit der Geringfügigkeit, die sie verdient. Vor ihren heuchlerischen Liebenswürdigkeiten wenigstens werden Sie dann ja bald Ruhe haben.“

„O, ich denke, sie wird ihrer überdrüssig werden, auch ohne daß ich sie geringfügig behandle“, erwiderte sie. „Sie hielt mich aber für ein drolliges Spielzeug. Und wenn sie erst dahintergekommen, daß ich gar nicht amüsant bin, wird sie mich einfach beiseite werfen. Aber wir sprechen so viel von mir, und Sie könnten mir doch gewiß viel Interessanteres erzählen. Waren Sie heute wieder bei der liebenswürdigen jungen Schauspielerin? Und wie haben Sie sie gefunden?“

„Sie erholte sich in recht erfreulicher Weise. Uebrigens hat sie sich sehr angelegentlich nach Ihnen erkundigt und mich beauftragt, Ihnen für Ihre freundliche Theilnahme noch einmal innig zu danken. Sie haben sich, wie es scheint, auch die Herzen dieser beiden armen Mädchen im Fluge erobert.“

Wie ein sonniges Aufleuchten ging es über Luimas Gesicht.

„Sie haben also ein wenig Zuneigung für mich? O, wie mich das freut! Ich wäre ja so gern schon heute wieder zu Ihnen gegangen, um mich nach Fräulein Elfidens Bemühen zu erkundigen. Aber ich hatte leider vergessen, Rolf um Erlaubniß zu fragen.“

„Und ohne meine Erlaubniß wird natürlich nichts unternommen“, erklarte er von der offenen Thür her die freundliche Stimme des Heimkehrenden. „Guten Abend, meine Herrschaften! Ich habe zwar vergessen anzuklopfen; aber ich hoffe trotzdem, daß ich nicht störe.“

Luima flog auf ihn zu und hängte sich in jubelnder Wiedersehensfreude an seinen Hals.

„Wie lange Du ausgeblieben bist, Liebster! Ich habe so ungeduldig auf Dich gewartet.“

„Na, es sah nicht gerade aus, als ob ihr Euch langweiltet. Ihr habt mich ja nicht einmal hereinkommen hören. Guten Abend, Hermann! Entschuldige, daß Du mich bei Deinem ersten Besuche nicht anwesend gefunden. Aber Luima hat Dir wohl schon gesagt, wo ich war. Und ich wurde da länger aufgehalten, als ich es voraussehen konnte.“

„Und das Ergebnis Deiner Unterredung mit Frau Flemming? Bist Du davon befriedigt?“

„Darauf läßt sich nicht so kurzweg mit ja oder nein antworten“, sagte er ausweichend. „Jedenfalls ist die Besprechung ganz anders ausgefallen, als ich es erwartet hatte. Aber möchtest Du uns nicht irgend einen kleinen Abendmüßchen besorgen, liebe Luima? Du mußt Dich doch meinem Bruder nun auch in Deinen Hausfrauentugenden zeigen.“

Sie schlüpfte hinaus. Und als hätte er nur auf ihre Entfernung gewartet, um den Empfindungen Ausdruck zu geben, die ihn ganz beherrschten, wandte sich Rolf an den Doktor:

„Was für ein prachtvolles Geschöpf ist diese Elise Flemming! Sie muß unbedingt Luimas Freundin werden. Wie viel, wie unendlich viel kann meine Frau von ihr lernen!“

Hermann bemühte sich nicht, seine Ueberraschung zu verbergen.

„Du glaubst an die Möglichkeit eines Verkehrs zwischen den beiden Damen? Trotz der Absichten, die Dich befeelen?“

„Ja, weißt Du, mein Lieber — die Dinge scheinen da doch nicht ganz so einfach zu liegen, wie ich's geglaubt. Ich will ja nicht gerade sagen, daß ich an Bernhard Lorenzen irre geworden wäre. Aber es könnte doch sein, daß er selbst sich über die Tragweite der von ihm gemachten Zugeständnisse getäuscht hat — oder daß er das Opfer eines Mißverständnisses geworden ist. Frau Flemming zeigte sich von allem unterrichtet. Und sie hat mir nicht den Eindruck gemacht, als könnte sie die Mit-

wisslerin eines schändlichen Betruges sein.“

„Du hast, wie mich dünkt, Deine Meinung über diese Angelegenheit sehr rasch geändert.“

„Wenn das ein Vorwurf sein soll, hätte ich ihn gerade von Dir am wenigsten zu hören erwartet. Schien Dir nicht ganz besonders daran gelegen, Luima und mich in freundschaftliche Beziehungen zu dem Flemming'schen Hause zu bringen?“

„Gewiß! Doch nicht auf Kosten der beiden schulpflosen Waisen, die Du durch den verstorbenen Flemming benachtheiligt glaubst.“

„Aber ich sage Dir doch, daß mir in dieser Hinsicht bei reiflicher Ueberlegung allerlei ernste Bedenken gekommen sind. Ich bin vielleicht etwas vorschnell gewesen in meinen Schlüssen. Und daß ich keine eigentlichen Beweise hätte, habe ich Dir schon vorher erklärt.“

Er hieß es fast ungeduldig hervor und ging dabei in dem winzigen Gemache auf und nieder wie ein Löwe, den man in einen allzu engen Käfig gesperrt hat. Hermann schwieg eine kleine Weile; dann fragte er:

„Du willst also auf alle weiteren Schritte in der Lorenzen'schen Sache verzichten?“

„Nein doch — davon ist nicht die Rede. Ich werde unter der Hand Erkundigungen und Nachforschungen anstellen, soweit es eben möglich ist, ohne der Ehre der Flemming'schen Damen zu nahe zu treten. Einer Antinipfung freundschaftlicher Beziehungen zwischen ihnen und uns wird das durchaus nicht hinderlich sein. Denn Frau Flemming selbst hat mich ausdrücklich aufgefordert, es zu thun.“

„Und Du hast diese Aufforderung ernsthaft angenommen? Du könntest Dich entschließen, freundschaftlich mit ihnen zu verkehren, während Du hinter ihrem Rücken feindselige Handlungen gegen sie unternimmst?“

Rolf hielt in seiner Wanderung inne, und seine Stirn zog sich in Falten.

(Fortsetzung folgt.)

Der Schmerz als Wohlthäter.

Die Beseitigung des Schmerzes ist die erste Wohlthat, die der Kranke in der Regel vom Arzte verlangt, und in der Möglichkeit, diesen Wunsch zu erfüllen, liegt in der That ein trostreicher und wichtiger Faktor der ärztlichen Thätigkeit. „Schmerzen lindern und Wunden heilen“ wurden von jeher als Hauptaufgaben des Arztes bezeichnet. Auf diese Weise ist die Beseitigung des Schmerzes in eine Linie gestellt mit der Beseitigung der Krankheit selbst, und ihre als gleichwerthig zur Seite gesetzt.

Aber nicht alles, was wir bekämpfen müssen, ist thatsächlich unser Feind. Zu den mit Unrecht verleumdeten Dingen gehört auch der Schmerz, der in Wirklichkeit viel eher ein Wohlthäter der Menschheit genannt zu werden verdient als ihre Geißel.

Der Schmerz stellt sich überall dort ein, wo ein Empfindungsnerve durch einen außergewöhnlich starken Reiz getroffen wird. Da solche Reize stets gefährlich sind für den Körper, so ist der Schmerz in Wirklichkeit nichts als ein treuer Warner, der uns auf eine Störung in der Gesundheit aufmerksam macht und deren Beseitigung dringend fordert.

Natürlich ist der Begriff des Schmerzes ziemlich weit zu fassen. Denn das Schmerzgefühl zeigt nicht nur große Schwankungen in der Festigkeit, vom leisen, kaum empfundenen Mahnen bis zum wahnsinnigen Schmerz, der die Lebensfreude rauben kann, das Schmerzgefühl ist auch sehr mannigfaltig in seinen Erscheinungsformen. Bald ist es ein Stechen, bald ein Bohren oder Ragen, bald ein nicht näher zu beschreibendes Wehegefühl, welches sich uns als Krankheits-symptom meldet.

Eine schmerzhaftes Krankheit wird vom Kranken selbst kaum je übersehen werden können. Mehr noch, der Schmerz treibt selbst den Gleichgültigen, welcher aus Unverstand wenig Werth auf seine Gesundheit legt, mit unübersteiglicher Gewalt zum Arzte. Krankheiten, welche ohne Schmerzgefühl sich entwickeln, sind fast immer die gefährlichsten und bösartigsten, schon deshalb, weil ihre Erkennung zumeist erst in einem Stadium erfolgt, in dem das Leiden sich schon weit vorgeschritten zeigt, und die Heilung sehr erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht ist.

So würden, um nur ein Beispiel zu nennen, die verschiedenen Formen des Krebses bei der so hoch entwickelten Operationsmethode unserer Zeit viel häufiger zur Heilung gebracht werden können, wenn die Krankheit nicht schleichend, scheinbar symptomlos, das heißt schmerzlos und beschwerde-los verlaufen würde, wenigstens im Beginne. Der Schmerz mahnt uns übrigens nicht nur an das Vorhandensein der Krankheiten, er warnt uns auch oft im voraus vor Schädlichkeiten, die unsere Gesundheit bedrohen. Wie oft würden wir uns verbrennen, wie oft im Winter unsere Glieder erfrieren, wenn

nicht der Schmerz uns warnen würde, die gefährlichen Temperaturgrade zu meiden.

Aber auch für den Arzt ist der Schmerz ein überaus wichtiges Mittel, um Wesen und die Krankheit zu erkennen. Nicht nur die verschiedenen Formen des Schmerzes, nicht nur seine Intensität, auch sein Sitz sind oft maßgebend für die Richtigkeit der Diagnose, und gar oft sieht sich der Arzt genöthigt, um die Krankheit zu erkennen, Schmerz künstlich bei der Untersuchung hervorzurufen.

Allerdings wäre es verfehlt, anzunehmen, daß dort, wo der Kranke den Schmerz empfindet, auch immer der Sitz der Krankheit sei. Im Gegentheil, hier werden von Laien sehr häufig Tragfalsche gemacht.

Der Grund derselben ist ein zweifacher. Vor allem ist es dem Kranken nicht länger möglich, den Schmerz auch wirklich genau zu bestimmen, sicher die schmerzende Stelle anzugeben. Am besten gelingt dies noch, wenn der Schmerz äußerlich und an einer kleinen Stelle auftritt, zum Beispiel bei einem Stich. Dagegen können schon in anderen Fällen Reizungen einer einzelnen Nervenfasern nur schwer örtlich bestimmt werden, wie zum Beispiel beim Zahnschmerz der Kranke oft nicht genau anzugeben vermag, welcher Zahn eigentlich weh thut. Noch schwieriger wird die Sache, wenn die ergriffenen Nerven im Inneren des Körpers liegen, zum Beispiel in der Bauchhöhle. Dann hat der Kranke nur eine ganz allgemeine Empfindung, das bekannte Leibweh, die auf keinen bestimmten Punkt bezogen werden kann.

Eine weitere Komplikation besteht in dem Ausstrahlen der Schmerzen, der sogenannten Irradiation, welche darin besteht, daß bei heftigen Schmerzen um den eigentlichen Schmerzpunkt herum eine ganze Zone schmerzempfindlich erscheint. Wahrscheinlich handelt es sich hier um ein Ueberbringen des Reizzustandes von dem kranken Nerven auf andere Fasern, ein Ueberbringen, das vermuthlich im Gehirn vor sich geht. Das Schmerzempfinden des kranken Nerven beruht auf dieser Irradiation.

Kann also schon der Kranke häufig den Sitz des Schmerzes nicht genau bestimmen, so kommt noch hinzu, daß diese Bestimmungen oft direkt falsch sind, natürlich, ohne daß der Kranke es ahnt. Die Ursache davon liegt in dem Wesen des Schmerzes selbst.

Ich habe schon erwähnt, daß der Schmerz sich überall dort einstellt, wo ein Empfindungsnerve übermäßig gereizt wird. Das kann nun in seinem ganzen Verlaufe geschehen, vom Centrum, dem Gehirn oder Rückenmark, bis zu den äußeren Enden. Aber, wo auch immer der Sitz des Reizes ist, der Mensch verlegt ihn stets an das Ende der betreffenden Nervenfasern. So treten bei Rückenmarkskrankheiten häufig überaus heftige Schmerzen in den Armen und Füßen auf, während der Sitz des Leidens im Zentralorgan ist.

Besonders augenfällig wird diese Eigenthümlichkeit der Lokalisation bei Amputationen, wo der Schmerz, der von der Amputationswunde ausgeht, in den Fuß- oder Handspitzen zu liegen scheint, also in Körpertheilen, die längst entfernt sind. Alle diese Verhältnisse müssen dem Arzte vertraut sein, wenn er nicht schwere Verlöbte bei der Erkennung und Behandlung der Krankheit begehen will.

Wichtig ist auch die Thatsache, daß wir unermügend sind, gleichzeitig zwei Schmerzempfindungen an verschiedenen Stellen wahrzunehmen. Diese sonderbare Thatsache wird leicht verständlich, wenn wir uns klarmachen, daß die Stelle der Schmerzempfindung nicht der gereizte Nerv selbst, sondern die entsprechende Gehirntheile ist. Diese aber kann naturgemäß ihre Aufmerksamkeit nicht auf einen Punkt richten — nur auf einen Punkt richten. Diese alle Thatsache wurde früher und wird auch heute noch beim Volke häufig zur Bekämpfung des Schmerzes verwendet. Wenn man zum Beispiel ein Sensipflaster auflegt, welches sehr heftig brennt und beißt, so kann durch diesen neuen Schmerz der alte vertrieben oder wenigstens für einige Zeit vergessen gemacht werden.

Etwas ähnliches ist es, wenn eine stärkere geistige Erregung plötzlich mit einem Schlag einen vorhandenen Schmerz beseitigt. Um zu unserm früheren Beispiel zurückzuführen: Zahnschmerzen verschwinden sehr häufig auf dem Wege zum Zahnarzt oder in dessen Vorzimmer. Der Umstand, daß wir an die bevorstehende Operation denken, also unsere Gedanken von dem schmerzenden Zahn ablenken werden, bewirkt das Aufhören der Wahrnehmung. Auf dieselbe Weise kommen die Schmerzheilungen durch Handauflegen, Beschwörungen und andere Formen der Hypnose zustande.

Da übrigens der Schmerz seine Quelle zwar im Körper, seine Wahrnehmungsstätte aber im Gehirn hat, so ist es bei gewissen Formen des selbst heftigsten Schmerzes dem Befallenen möglich, vollständig unberührt davon zu bleiben, wenn sein Gehirn ganz von anderen Ideen erfüllt ist. Die moderne Wissenschaft nennt dies Selbsthypnose oder Autofugation. Hierbei gehört der Gleichmüthigkeit der Indianer gegen die größten Folterqualen, die absolute Gleichgültigkeit der inbischen Priester gegen Leiden aller Art.